

Grégoire Hervier

Vintage

ROMAN

Aus dem Französischen von
Alexandra Baisch und Stefanie Jacobs

Diogenes

Titel der 2016 bei Éditions Au diable vauvert
erschienenen Originalausgabe: ›Vintage‹
Copyright © Grégoire Hervier,
Éditions Au diable vauvert, 2016

Das Zitat aus Aleister Crowley: ›Liber Al vel Legis‹ I. Nuit, Vers 110,
in der Übersetzung von Michael Dietmar Eschner,
Stein-der-Weisen-Verlag, Clenze 1985

François Rabelais: ›Gargantua und Pantagruel‹ in der Übersetzung
von Gottlob Regis, neu bearb. u. hrsg. von Ulrich Rauscher
J. Singer, Leipzig 1923

Covermotiv: Copyright © Diogenes Verlag

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2017
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
120/17/44/1
ISBN 978 3 257 07002 6

Inhalt

| | |
|----------------|-----|
| Intro | 9 |
| Erste Strophe | 17 |
| Refrain | 103 |
| Zweite Strophe | 171 |
| Refrain | 235 |
| Dritte Strophe | 239 |
| Bridge | 343 |
| Solo (1. Teil) | 353 |
| Solo (2. Teil) | 361 |
| Refrain | 367 |
| Outro | 373 |

Der Blues, die Countrymusik und ihr unehe-
liches Wunderkind, der Rock 'n' Roll, haben etwas
Grundlegendes gemeinsam: ihre Verrücktheit. Sie
sind, übers Ganze gesehen, mehr die Musik des
Wahns als der Weisheit.

*Nick Tosches,
Unsung Heroes Of Rock 'n' Roll*

I fell in love with the sweet sensation
I gave my heart to a simple chord
I gave my soul to a new religion
Whatever happened to you?
Whatever happened to our rock 'n' roll?
Whatever happened to my rock 'n' roll?

*Black Rebel Motorcycle Club,
Whatever Happened To My Rock 'n' Roll*

Intro

Paris, Pigalle

Wach endlich auf, Mann, der Rock 'n' Roll ist tot, da stehen nur abgehalfterte Typen drauf. Die rauchen, saufen, ohne Gummi vögeln und mit zweihundert Sachen durch die Gegend rasen. Alles völlig out! Glaubst du vielleicht, Elvis hat die Fünf-am-Tag-Regel befolgt und sich ständig Obst und Gemüse reingeschoben? Der hat sich das Erdnussbutter-Sandwich mit dem Flugzeug geholt!«

»Die CO₂-Bilanz lässt grüßen ...«

Der Typ, der da mit grauem Haar, buschigen Augenbrauen, blauen Augen und leichtem Bauchansatz hinter dem Ladentisch stand und sich so ereiferte, war Alain de Chévigé, zweiundsechzig Jahre alt, Autor von *Die Gitarren der Pop-Generation* und anderen Standardwerken, ein Freund von Eddy Mitchell und Besitzer von Prestige Guitars in der Rue de Douai. Und der vor ihm, halbblange braune Haare, schlank und elegant in der schnittigen Lederjacke, das war ich, Thomas Dupré, fünfundzwanzig Jahre alt, Gitarrist, ehemals Mitglied der Band Agathe the Blues and the Impostors, Zeilenschinder bei kaum bekannten Musikzeitschriften und Besitzer von rein gar nichts. Ich half hier gerade aus, weil der eigentliche Verkäufer sich beim Skaten

an einem waghalsigen Sprung über einen Einkaufswagen versucht hatte. Zwei Monate krankgeschrieben. Immerhin, ein cooles Video. Und ich fand mich dank diesem Wagemut seit sechs Wochen zwischen einzigartigen und zumeist völlig unerschwinglichen Vintage-Gitarren wieder, eine meiner großen Leidenschaften.

Der Preis dafür war Alains schlechte Laune, weil er vor kurzem das Rauchen aufgegeben hatte und sich in diesen Krisenzeiten nur wenige Kunden in seinen Laden verirrt. Ich kannte ihn seit einer Ewigkeit, hatte ihm mal eine Gitarre abgekauft und mir für meine Konzerte immer wieder hochkarätige Modelle ausgeliehen, wenn ich nicht einfach in seinem Laden abhing und mit ihm fachsimpelte. Jetzt, wo ich ihn täglich sah, lernte ich auch seine weniger charmanten Seiten kennen.

Als das Telefon klingelte, wollte ich mich in die Werkstatt absetzen, schnappte aber noch ein paar Fetzen von Alains *broken english* auf, der Anrufer musste also ein Engländer oder zumindest ein Ausländer sein.

Für mich ist Prestige Guitars der schönste Gitarrenladen in Paris. Um nicht zu sagen, der schönste Laden überhaupt in Paris. Ein Hafen des Friedens mitten in Pigalle, eine Zeitinsel, in der man sich in der goldenen Ära des Rock vergnügen und vielleicht auch verlieren konnte. Die Gitarren an den Wänden waren keine verstaubten, unantastbaren Reliquien, sondern Waffen, an denen noch das Blut einer Revolution klebte. Einer Revolution, die nicht gewaltfrei und doch so fröhlich gewesen war. Sie waren Überlebende, wenn man so wollte, aber nicht reumütig, im Gegenteil, sie brannten geradezu darauf, ihre kühnen oder schmerzlichen Geheim-

nisse preiszugeben, wenn man ihnen die nötige Aufmerksamkeit schenkte. Manche kamen in tadellosem Zustand zu uns, anderen hatten die Jahre etwas zugesetzt, und wieder andere sahen einfach nur schlimm aus. Diese lagen mir besonders am Herzen. Ich hatte unheimlichen Spaß daran, für sie im hintersten Winkel alte Originalteile aufzustöbern und ihnen durch feine Justierungen und sorgfältiges Reinigen neues Leben einzuhauchen. War ich mit ihnen allein, dann verflog die Zeit nur so, und erst das Läuten der Türglocke beim Eintreten eines Kunden katapultierte mich zurück ins Hier und Jetzt.

Diesmal war es ein Schrei, ein lautes »Yessss!«, das von einem sichtlich erfreuten Alain de Chévigéné vorn im Laden kam. Kurz darauf stand er strahlend vor mir.

»Rate mal, wer soeben einen Gratistrip nach Schottland gewonnen hat?«

»Du, vermute ich?«

»Falsch. Du!«

»Ach ja?«

»Ich hatte gerade einen Kunden am Telefon, der mir eins meiner Schätzchen abgekauft hat. Seine einzige Bedingung: dass wir sie persönlich vorbeibringen, in Schottland. Er zahlt das Ticket und die Spesen. Dein Flug geht am Samstag.«

»Samstag? Diesen Samstag?«

»Ja.«

Schnell ging ich gedanklich durch, welche Verpflichtungen ich dieses Wochenende hatte: keine. Die Vorstellung, mal rauszukommen, und sei es nur für vierundzwanzig Stunden, mir mal nicht den Schrott aus dem Radio anhören

zu müssen, das meine Mitbewohner permanent dudeln ließen, gefiel mir nicht schlecht.

»Geht klar!«

»Moment, das ist noch nicht alles. Ich habe noch eine zweite gute Neuigkeit: Ich vertraue dir die Goldtop an!«

»Die Goldtop? Du hast die Goldtop verkauft?«

»Yessss!«

»Ausgeschlossen ... Wie viel?«

»Hehe ... Der Typ hat nicht mal verhandelt: Er wollte nur, dass ich, also dass *man* ihm die Gitarre persönlich übergibt. Kein Witz, er hat auch direkt online bezahlt.«

Was für eine merkwürdige Geschichte. Die berühmte Goldtop, eine Les Paul von 1954, die ihren Namen der funkelnden goldlackierten Decke verdankte, war Alains bestes Stück. Sie gehörte zu einer limitierten Auflage mit dem Beinamen »All Gold«, denn auch Zarge, Boden und Hals glänzten golden. Sie war ein Traum, einzigartig, und selten, wie sie war, strahlte ihre Aura auch auf die übrigen Gitarren ab. Wer sich bei Prestige Guitars irgendeine Klampfe aussuchte, der kaufte sie im einzigen Laden von Paris, in dem man eine echte Goldtop bestaunen konnte. Ja, bestaunen, denn niemand, nicht einmal meine Wenigkeit, durfte sie auch nur berühren. Sie befand sich in einer alarmgesicherten Einzelvitrine, in der Temperatur und Luftfeuchtigkeit sorgfältig geregelt waren und zu der einzig Alain den Schlüssel besaß. Da ihr Wert immer weiter stieg, stand sie eigentlich gar nicht zum Verkauf. Drängte jemand darauf, den Preis zu erfahren, dann warf Alain irgendeine Zahl in den Raum, die den offiziellen Schätzwert um das Zwei- bis Dreifache überstieg, in

jedem Fall aber hoch genug war, um sowohl die reinen Liebhaber als auch die ausgefuchsten Sammler abzuschrecken. Nachdem nur sehr wenige Leute eine solche Summe hinblättern konnten, ohne den tatsächlichen Wert der Gitarre zu kennen oder in Erfahrung gebracht zu haben, kamen für mich nur zwei Möglichkeiten in Betracht. Entweder war dieser Anrufer ein stinkreicher Schnösel, der der Schönheit dieses speziellen Exemplars erlegen war und jede Vernunft über Bord geworfen hatte, weil er die Gitarre unbedingt besitzen wollte, egal, zu welchem Preis. Oder aber der wahre Wert dieser Gitarre überstieg bei weitem ihren Schätzwert: zum Beispiel, weil sie einst einer Rocklegende gehört hatte.

Doch da war ich auf dem Holzweg, wie sich schon bald zeigen sollte. Fest stand, dass dieser Verkauf eine sehr gute Nachricht für Alain und die Finanzen seines Ladens bedeutete.

»Wer ist denn der glückliche neue Besitzer?«, fragte ich.

Alain runzelte die Stirn. »Ach ja, stimmt, sieh an. Ich glaube, er hat mir seinen Namen gar nicht genannt. Warte mal ...« Er schaute im Computer nach und kam kurz darauf wieder zurück. »Nein, ich weiß nicht, wie er heißt ...«

»Und seine Adresse?«

»Hab ich auch nicht ... Er hat gesagt, die Flugtickets bekäme ich zugeschickt, und ein Auto würde mich am Flughafen abholen.«

Ich hatte zwar nur wenig Erfahrung mit Verkaufsgeschäften allgemein und schon gar keine mit internationalen Deals, aber das hier roch doch verdammt nach Abzocke. »Und du bist sicher, dass er tatsächlich bezahlt hat? Diese Geschichte klingt eigenartig.«

»Die Überweisung wurde bestätigt.«

»Na, dann sollte ja alles glattgehen.«

Ich erinnere mich ganz genau daran, gesagt zu haben:
»Dann sollte ja alles glattgehen.« Also muss ich sogar ein
bisschen daran geglaubt haben.

Erste Strophe

Flughafen von Inverness, Schottland

Unter der Wucht der Böen geriet das kleine Flugzeug immer heftiger ins Schlingern, je näher es dem Flughafen kam. Ich hatte die ganze Armlehne für mich und klammerte mich fest daran, denn der Platz neben mir war für die Gitarre reserviert, damit ihr der Frachtraum erspart blieb, selbst wenn er klimatisiert war.

Was für ein seltsamer Botengang ... Ich wusste nichts über den Empfänger, Alain hatte mir vor dem Abflug nur noch sibyllinisch mitgeteilt: »Ich glaube, er wollte mir etwas zeigen ... Wenn dem so ist, dann sag ihm, dass du meine offizielle Vertretung bist und ich, falls nötig, später persönlich vorbeikomme.« Der Rückflug war im Übrigen für den Abend des Folgetages gebucht, was also mehr einer Einladung als einem bloßen Botengang gleichkam.

Das Flugzeug landete unsanft auf der Rollbahn. Stürmischer Applaus brandete auf, was eigentlich nur noch in brenzligen Situationen vorkam.

In der Ankunftshalle entdeckte ich ein Schild »M. de Chévigéné«, ganz ohne Fehler und mit den Akzenten. Hochgehalten wurde es von einem Riesen, der seinem Turban nach ein Sikh sein musste. In dem Moment ging mir auf,

dass Alain offenbar die Tickets auf meinen Namen hatte umschreiben lassen, ohne den Empfänger davon in Kenntnis zu setzen. Ich baute mich vor dem Koloss auf und entschuldigte mich auf Englisch wirr für diese Änderung. Ihn schien das nicht zu kümmern, er ging gar nicht darauf ein. Ich hatte einen Gitarrenkoffer in der Hand, das war offenbar alles, was ihn interessierte. Er wiegte leicht den Kopf und bedeutete mir, ihm zu folgen, wollte mir aber vorher noch die Gitarre abnehmen, was ich ausschlug. Ohne die Gitarre verlor ich den letzten Hauch Glaubwürdigkeit.

Mit Bedauern eilte ich hinter ihm her an dem ganzen Nippes mit dem Konterfei von Nessie vorbei, dem scheuen Monster vom Loch Ness, einem der berühmtesten und offensichtlich auch einträglichsten Fakes, seit es Fakes gibt.

Draußen empfing uns strömender Regen. Glücklicherweise waren wir nur etwa zwanzig Meter vom Kurzzeitparkplatz und unserem Auto entfernt: ein stattlicher Rolls-Royce aus den sechziger Jahren.

Ich hätte wetten können, dass es ein Phantom V war, durch John Lennon zu Berühmtheit gelangt, weil er einen davon gelb lackieren und mit einem bunten psychedelischen Muster versehen ließ. Die Beatles hatten diese Limousine, die eigentlich den Staatsoberhäuptern vorbehalten war, in eine Ikone der Gegenkultur verwandelt. Auf mich wartete ein schwarzlackiertes Modell, klassischer, doch nicht weniger beeindruckend.

Der Chauffeur öffnete den riesigen Kofferraum, damit ich die Gitarre hineinlegen konnte, dann hielt er mir die gegenläufig öffnende Tür auf und bat mich feierlich, im Fond des Rolls-Royce Platz zu nehmen. Ich bugsierte meinen

ziemlich nassen Hintern auf die weiße Lederrückbank. Der Mann mit dem Turban setzte sich ans Steuer. Zwischen uns eine Scheibe, Reden war offenbar nicht angesagt. Ganz abgesehen davon, war mein Fahrer viel zu sehr damit beschäftigt, sich ohne Blechschaden in die Autoschlange einzureihen, die den Flughafen von Inverness verließ.

Fragen über Fragen gingen mir durch den Kopf. Wer war dieser mysteriöse und extravagante Gastgeber, von dem ich nicht einmal den Namen kannte? Funktionierte dieses vorsintflutliche Radio noch? Warum kaufte man sich so eine Gitarre, ohne sie probegespelt zu haben? Wo würde ich heute Nacht schlafen? Gab es in allen Rolls-Royce-Modellen eine Fußstütze und ausklappbare Tischchen? War der Chauffeur eigentlich stumm, und wieso fuhr er verkehrt herum in den Kreisverkehr? War er der verlängerte Arm eines Barons von Frankenstein, eines Grafen Dracula oder der Leibwächter von Goldfinger? Durfte ich mir ein Glas von dem dreißigjährigen Whisky einschenken, der in der Minibar stand? Warum hatte ich bloß so eine Abneigung gegen Nussbaumholz in Autos, aber auch anderswo? Wohin fuhren wir, und warum wurde die Straße so gewunden, düster und trostlos? Würde diese Sintflut irgendwann zumindest mal weniger? Gab es in der Unfallstatistik einen Unterschied zwischen Links- und Rechtsverkehr?

Was die Minibar anbelangte, so bejahte ich mir die Frage schließlich selbst, und zwar gleich zweimal.

In Serpentina ging es eine Forststraße hinauf, mit den Scheinwerfern des Rolls-Royce als einziger Lichtquelle. Rechter Hand erstreckte sich eine gewaltige, finstere Masse, und als ich in einer Kurve silberglänzende Spiegelungen sah,

wurde mir klar, dass wir am Loch Ness entlangfahren. Wir hatten die Stadt bereits seit einer Stunde hinter uns gelassen, als das Auto langsamer wurde und nach links abbog. Wir passierten ein Tor mit zwei Säulen, auf denen zwei einander zugewandte Adler thronen, dann ging es über einen schmalen Schotterweg hinauf. Der Kies knirschte unter den Reifen, während das Auto an einer von Steinen gesäumten kleinen Bauminsel vorbeikam und schließlich vor einem einstöckigen, langgestreckten Gebäude hielt, das grellweiß vor mir lag.

Der Chauffeur stieg aus und öffnete mir erst die Tür, dann den Kofferraum. Er bedeutete mir, zur Eingangstür vorzugehen, und stieg daraufhin wieder ein, um das Auto etwas weiter weg abzustellen. Nur im rechten Flügel des Anwesens brannte Licht. Es wirkte ebenso faszinierend wie unheimlich. Blitze, gefolgt von laut grollendem Donner, durchzuckten die Nacht wie in einem dieser alten Horrorfilme aus den Hammer Studios. Was mir eine weitere meiner Fragen beantwortete: Ich hatte es anscheinend doch eher mit einem Baron von Frankenstein oder einem Grafen Dracula zu tun, so golden die Gitarre auch war, an die ich mich klammerte.

Eigentlich hatte ich keinen Schritt weitergehen wollen, doch angesichts des Wolkenbruchs flüchtete ich mich unter das Granitportal. Neben der zweiflügeligen Eingangstür hing eine Tafel: *Boleskine House*.

Schwindel erfasste mich. Diesen Namen hatte ich doch schon mal irgendwo gelesen ... Vor meinem inneren Auge tauchte ein Bild auf: ein altes körniges Schwarzweißfoto, auf dem ein Mann mit zotteligem Haar vor ebendiesem ala-

basterfarbenen Geisterhaus stand und mit tiefsinnigem, gedankenschwerem Blick in die Kamera schaute. Dieser Mann war ... ja, genau der! Er war mehr als nur ein Mann, er war ein Halbgott, eine Legende, ein absolutes Genie des Rock 'n' Roll, ein zartgliedriger, geheimnisvoller Aristokrat, der von einer Sekunde auf die andere von der größten melodischen Feinheit zur Klangapokalypse wechseln konnte.

Dieser Mann war Jimmy Page.

Ich stand vor dem Landhaus von Jimmy Page, das er in der Anfangszeit von Led Zeppelin gekauft hatte.

Boleskine House, Loch Ness

Ich zuckte zusammen, als der Chauffeur neben mir auftauchte, um die Tür zu öffnen. Er bat mich hinein, verneigte sich und verschwand wortlos im rechten Gebäudeflügel. Ich blieb allein in der fast leeren Eingangshalle zurück. Im Schein der elektrischen Wandfackeln entdeckte ich in einer Ecke ein rundes Tischchen, auf dem unter einer Glasglocke eine seltsame kleine Gitarre lag. Ich trat einen Schritt näher. Bei genauerer Betrachtung war es vielmehr eine große Mandoline, eine Mandola, auf deren geschweiftem Kopf der Schriftzug ›The Gibson‹ prangte. Ich kannte sie bisher nur aus Büchern: Es war eine der berühmten Lloyd Loars, die Stradivari unter den Mandolinen, wenn man so will. Unter den Mandolinen der Bluegrass-Countrymusik, sollte ich vielleicht hinzufügen, denn dieses Instrument unterschied sich ziemlich stark von den Mailänder Mandolinen oder den klassischen Mandolinen der Renaissance.

Gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts hatte sich irgendwo in den Appalachen zwischen den italienischen Einwanderern, die gekommen waren, um in den Kohlebergwerken zu arbeiten, und den einheimischen Hinterwäldlern, den *hillbillies*, etwas Folgeschweres ereignet. Es muss eines

Abends am Lagerfeuer passiert sein, als einer der Bergarbeiter seine Mandoline hervorholte, einen der wenigen Gegenstände, die ihn auf der Atlantiküberfahrt begleitet hatten, und Lieder aus seiner italienischen Heimat spielte. Den Gebirgsbewohnern gefielen die wehmütigen Töne. Genau wie die Geigen nahmen sie die Mandoline in ihre Folklore auf, wenn auch in leicht abgewandelter Form. Orville Gibson hatte ihren Hals verlängert und den Korpus etwas abgeflacht. Und mit ebendiesem Instrument wurde 1902 die Gibson Mandolin-Guitar Ltd. gegründet. Der Durchbruch gelang schließlich Lloyd Loar – selbst Musiker und Komponist, aber auch Ingenieur und herausragender Instrumentenbauer – in den zwanziger Jahren. Seine Mandoline F5 erlangte dank Bill Monroe, dem Urvater des Bluegrass, schon bald Berühmtheit. Schnell wurden Hunderte von Instrumenten gebaut, von denen zahlreiche bis auf den heutigen Tag erhalten sind, weshalb man sie recht einfach und zu annehmbaren Preisen findet. Auf dem Höhepunkt seines Schaffens baute Lloyd Loar jedoch eine ganz besondere Serie, die einen horrend hohen Schätzwert besitzt. Diese Mandolinen sind an den wunderschönen Perlmuttintarsien zu erkennen, ein Farnornament direkt unterhalb des Gibson-Schriftzugs. Solch ein Exemplar hatte ich vor mir, und zwar in tadellosem Zustand. Die Decke hatte eine herrliche Wölbung, die Mechaniken sowie alle anderen Metallteile waren vergoldet und allem Anschein nach original. Was mochte dieses Prachtstück wohl wert sein? Womöglich vier- oder fünfmal so viel wie die Gitarre, die ich ihrem neuen Besitzer überreichen sollte ...

»7. Oktober 1924, die letzte von dreiundzwanzig Exemplaren, die gebaut wurden. Sie steht nicht zum Verkauf.«

Erschrocken fuhr ich herum. Der Mann, der das auf Englisch gesagt hatte, war um die siebzig Jahre alt, was man ihm durchaus ansah, aber sein Blick war wach und durchdringend. Er saß im Rollstuhl, und es war nicht Jimmy Page.

»Lord Charles Winsley«, sagte er und streckte mir die Hand entgegen.

»Thomas«, erwiderte ich und schüttelte sie. »Es tut mir schrecklich leid. Monsieur de Chévigné war in letzter Minute verhindert, wollte Sie aber nicht warten lassen und –«

»Wir hatten vereinbart, dass er mir diese Gitarre persönlich liefert, das war meine einzige Bedingung. Ich hätte durchaus warten können, bis Monsieur de Chévigné seinen Verpflichtungen nachgekommen ist.«

»Das wusste ich nicht«, sagte ich verdattert. Erst jetzt begriff ich, dass sich Alain offenbar einfach aus der Affäre gezogen hatte. »Das ist mir sehr unangenehm. Ich nehme an, dass Alain Ihren Wunsch nicht richtig verstanden hat, denn es ist nicht seine Art, Kunden zu enttäuschen.«

»Davon gehe ich aus.«

»Er hat mich gebeten, ihn dieses eine Mal ausnahmsweise zu vertreten, und versprochen, so bald wie möglich persönlich zu erscheinen, sollten Sie das wünschen.«

In den Augen des Lords flackerte Genugtuung auf, ich nutzte den Moment, um aus der Defensive zu kommen.

»Gestatten Sie mir, Ihnen in seinem Namen diese Gitarre zu überreichen«, plapperte ich forsch wie ein Straßenverkäufer drauflos und reichte ihm den Koffer.

»Kommen Sie bitte mit mir.«

Ich folgte ihm in eine dieser typisch britischen Biblio-

theken – dunkel gehaltene Wandtapeten, mit Schnitzereien verzierte Möbel und Chesterfield-Sofas.

»Nehmen Sie doch bitte Platz. Was darf ich Ihnen zu trinken anbieten?«, fragte der Lord und steuerte auf eine gutbestückte Hausbar zu. »Wie wäre es mit einem Whisky hier aus der Gegend?«

»Sehr gern.«

»Sie vertreten also Monsieur de Chévigéné. Sind Sie denn ebenfalls Spezialist für Vintage-Gitarren?«, fuhr der Lord fort, während er zwei Stielgläser herausholte.

»Nein, Spezialist würde ich nicht sagen. Ich verkaufe sie nur, und gelegentlich repariere ich eine. Eigentlich bin ich Musiker, Rockgitarrist. Und ich begeistere mich für Gitarren, besonders für E-Gitarren.«

»Da könnte ich Ihnen so einige zeigen. E-Gitarren mag ich auch am liebsten, aber nur die aus den Fünfzigern und Sechzigern. Die heutigen Instrumente sind qualitativ einwandfrei, keine Frage, aber für einen Nostalgiker wie mich haben sie keinen Wert.«

»Verständlich. Alain sieht das genauso, auch wenn er aus finanziellen Gründen hier und da Kompromisse eingeht.«

Das war keine sehr geschickte Bemerkung gewesen, also fügte ich schnell hinzu: »Das gilt natürlich nicht für die Goldtop, die ich Ihnen bringe. Sie war das Juwel seines Ladens.«

»Monsieur de Chévigéné ist ein ausgezeichnete Kenner mit untrüglichen Geschmack. Und doch habe ich einige Vorbehalte bezüglich der Qualität seiner Popgitarren. Aber wie jeder gute Geschäftsmann ist er auch ein kluger Stratege. Im Übrigen weiß ich, dass die Goldtop, die vor Ihnen steht,

über jeden Zweifel erhaben ist«, fügte er hinzu und schenkte mir ein.

»Soll ich sie aus dem Koffer nehmen?«

»O nein, jetzt doch noch nicht! Ich nehme sie erst morgen früh in Augenschein. Das Material hat während der Reise sicher mehr gearbeitet, als ihm guttut, deshalb möchte ich den Koffer erst dann öffnen, wenn sich die Luft darin auf Zimmertemperatur erwärmt hat. Stoßen wir lieber auf unsere Begegnung an, *mon cher* Thomas.«

»Auf unsere Begegnung«, sagte ich und nippte an meinem Glas.

Es war ein einheimischer Whisky, verdammt torfig. Ich hüstelte so diskret wie möglich, während mein Gastgeber tat, als bemerkte er nichts.

»Sie sind also Rockgitarrist ...«

»Ganz genau.«

»Spielen Sie in einer Band?«

»Ich hatte mal eine ... Wir haben uns vor kurzem aufgelöst.«

»Keinen Erfolg gehabt?«

»Kann man so sagen.«

»Haben Sie auch eigene Stücke geschrieben?«

»Ja.«

»Musik, die Ihnen gefiel, oder Musik, von der Sie glaubten, sie könnte gut ankommen?«

»Hm. Gute Frage ... Ich würde sagen, eher Musik, die mir gefiel.«

»Das ist ein Fehler. Aber bei euch Franzosen ist das ja meistens so. Ihr verlasst euch auf die Kraft der Grundidee und wollt das Wesentliche daran, ihre Reinheit bewahren

und sie nur ja nicht verfälschen. Wir Angelsachsen sind da pragmatischer: Wenn wir eine Idee haben, interessiert uns vor allem, ob sie funktioniert oder nicht. Wir fragen andere nach ihrer Meinung und wandeln die ursprüngliche Idee ab, auch auf die Gefahr hin, dass wir uns von ihr entfernen oder sie womöglich sogar ganz aus den Augen verlieren. Rationalismus versus Empirismus. Ihre Methode kann etwas Geniales hervorbringen. Das Problem ist aber, dass Ihnen nur Genies folgen können. Und wie Sie wissen, sind Genies rar gesät. Auf jeden Fall nicht zahlreich genug, um Sie zum Millionär zu machen.«

»Oh, ich will auch gar kein Millionär werden. Ich wäre schon zufrieden, wenn ich von der Musik leben könnte.«

»Sie haben Ihr Leben noch vor sich, und vor Erfolg ist niemand gefeit. Man braucht nur den Fernseher einzuschalten, dann sieht man es. Aber in einem haben Sie recht: Man darf sich nie auf die Erwartungen anderer beschränken. *Man muss tun, was man will*. Das ist das einzige Gesetz. Das eigentlich Schwierige ist herauszufinden, was man wirklich will.«

Die darauffolgende Stille hätte peinlich werden können, hätte mein Gastgeber sie nicht unterbrochen.

»Ob man, wie in Ihrem Beispiel, Musik machen will, zu der nur man selbst Zugang hat, oder Musik, die einen Teil des Planeten berührt.«

»Sind Sie auch Gitarrist?«, fragte ich.

»Das war ich früher einmal«, sagte er, eine Spur von Bedauern in der Stimme. »Ein ziemlich miserabler Gitarrist, um ehrlich zu sein. Aber in London Mitte der Sechziger drängte sich das auf. Ich hatte damals mit ziemlich vielen

Musikern zu tun. Richtig guten Musikern, meine ich, weshalb mir auch irgendwann klarwurde, dass ich mich besser anderweitig orientiere. Aber der Kontakt ist nie abgerissen. Und die Leidenschaft für den Rock 'n' Roll und die Kraft, die von ihm ausgeht, sind mir bis heute geblieben.«

»Apropos, bitte verzeihen Sie, falls ich zu neugierig bin, aber hat dieses Haus hier nicht einmal jemand Berühmtem gehört?«

»Stimmt genau«, antwortete der Lord mit einem Leuchten in den Augen. »An wen dachten Sie denn?«

»Na ja, ich meine, ich hätte mal ein Foto von Jimmy Page hier im Hof gesehen. Hat er nicht damals zu Led-Zeppelin-Zeiten ein Anwesen in Schottland gekauft?«

»Haargenau! Ich hätte das Grundstück hier schon Ende der sechziger Jahre gern erworben, aber meine finanziellen Mittel waren damals zu begrenzt. Und als Jimmy mir eines Tages erzählte, er suche etwas Ruhiges und Zurückgezogenes, um neue Energie zu tanken, habe ich ihm dieses Objekt empfohlen. Nur ein paar Tage nach seinem ersten Besuch hat er es gekauft, das war 1971. Er hat mich oft hierher eingeladen, mich und andere Freunde, und wir haben hier viele schöne Momente verbracht. Jimmy ist ein begabter Künstler, aber als Gastgeber ist er herausragend. Er behielt das Boleskine House zwanzig Jahre lang, und als er mir dann erzählte, dass er sich davon trennen wollte, habe ich es ihm abgekauft. Sie werden morgen den Berg sehen, den er in dem Film *The Song Remains The Same* erklimmt. Aber ich rede und rede, dabei haben Sie sicher Hunger. Wenn Sie mir bitte folgen würden.«

Durch die Eingangshalle gelangten wir ins Speisezimmer.

Dort war für zwei Personen gedeckt, an beiden Enden einer langen Tafel, auf der eigentlich nur noch der Kerzenleuchter in der Mitte fehlte. Der Raum war dunkel und kühl, und von den harten Oberflächen hallten mit einem leisen Echo das Surren des elektrischen Rollstuhls meines Gastgebers sowie meine eigenen Schritte wider.

Ich weiß nicht mehr, worüber wir alles gesprochen haben, aber ein Satz von Lord Winsley ging mir nicht mehr aus dem Kopf. Als ich, ganz sicher höchst naiv, vom Lauf der Welt sprach oder vielmehr davon, dass ihr die Richtung fehle und sie zwischen einer chaotischen Finanzwelt und einem Rückfall ins Mittelalter schwanke, erwiderte Lord Winsley: »Wenn Sie die Welt nicht kontrollieren können, kontrollieren Sie diejenigen, die sie in der Hand haben.« Diese Idee ließ mich aufhorchen, auch wenn ich persönlich nicht bei Weltenlenkern ein und aus ging. Sprach er von verstärkten Kontrollen der Regierenden durch demokratische Gremien oder von etwas anderem?

Ich weiß nicht mehr, was wir gegessen haben. Auf jeden Fall keinen gefüllten Schafsmagen, das hiesige Nationalgericht, denn daran hätte ich mich erinnert. Und selbst beim »wir« bin ich mir nicht ganz sicher. Mir scheint, als hätte nur ich etwas zum Abendessen aufgetischt bekommen.

Nach dem Essen lud mich Lord Winsley noch auf einen Likör in die Bibliothek ein und bot mir eine Zigarre an. Ich hatte bisher nur selten Zigarren geraucht, nahm aber dankend an.

»Morgen machen wir einen kleinen Ausflug zum See, wenn Sie mögen.«

»Mit Vergnügen.«

»Glauben Sie an das Monster von Loch Ness?«

»Na ja, also, um ehrlich zu sein ... ich glaube eigentlich nur, was ich sehe«, antwortete ich nach kurzem Zögern.

»Sie machen Ihrem Vornamen alle Ehre. Nur glauben, was man sieht ...«, sagte er mit nachdenklichem Blick. »Das ist eine kuriose Philosophie. In der Theorie ist sie sehr einleuchtend, aber in der Praxis schert sich niemand darum. Es spricht zwar einiges dafür, aber es führt doch nirgendwohin, finden Sie nicht?«

»Na ja ... ich weiß nicht.«

»Sie sind mit dieser Haltung bisher sicher gut gefahren, denn offenbar hängen Sie daran. Trotzdem liegt es auf der Hand, dass sie den Einzelnen stark einschränkt.« Lord Winsley schwieg einen Moment. »In Wahrheit ist diese Vorstellung schlicht unvereinbar damit, wie die Welt funktioniert – diese und jene andere, die man nicht sieht. Ich bin überzeugt, dass man genau das Gegenteil tun muss: nicht etwa sehen, um zu glauben, sondern glauben, um zu sehen.«

»Das ist interessant ... So habe ich es noch gar nie betrachtet.«

Lord Winsley rückte näher. »Wenn man beispielsweise Rockstar werden will, muss man doch daran glauben, oder?«, fragte er mich und sah mir dabei direkt in die Augen.

»Stimmt.«

»Wenn ich Ihnen erzählen würde, woran die Rockstars glaubten, mit denen ich verkehrte, dann würden Sie staunen. Aber es ist schon spät, und Sie sind sicher müde, ich will Sie nicht mit alten Geschichten langweilen.«

»Sie langweilen mich nicht, ganz im Gegenteil.«

»Dann sprechen wir vielleicht morgen darüber. Einstweilen wünsche ich Ihnen eine angenehme Nachtruhe.«

Lord Winsley machte seinem Diener ein Zeichen, der mir bedeutete, ihm zu folgen. Er führte mich in den linken Flügel des Herrenhauses, schaltete mir das Licht an und verabschiedete sich. Es war ein großes Zimmer, altmodisch, aber mit Charme. Ich fand nur schwer in den Schlaf. Ich hatte zu viel getrunken, und die Stille der schottischen Landschaft erdrückte mich. Außerdem grübelte ich über diese interessante Frage nach: »Muss man sehen, um zu glauben, oder glauben, um zu sehen?«